

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 64 (1984)
Heft: 3

Buchbesprechung: Das Buch

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aufgearbeiteter Mythos

Zu den Tell-Publikationen von Heinz Lippuner und Heinrich Mettler¹

«Wie ist's möglich, vom Sinn und Geist des Schauspiels eines Ausländers, der die Schweiz nie sah, derart angesprochen zu werden, dass wir dieses Schauspiel nach wie vor als Mythos der eigenen Staatsgründung erleben können – auch nachdem wir die Klischees der Rezeptionsgeschichte einigermaßen durchschaut haben?»

Das Erstaunen, das sich in dieser Frage artikuliert, ist das Erstaunen über eine noch immer wirkmächtige Konstellation, über ein aussergewöhnliches Phänomen, das sich auch folgendermassen umschreiben lässt: Wenn es je einem Ausländer gelungen ist, sich in die sogenannten inneren Angelegenheiten eines fremden Volkes oder Landes einzumischen, dann dem deutschen Klassiker Friedrich Schiller mit seinem «Wilhelm Tell» in die inneren Angelegenheiten oder sogar in die innerste, ureigenste Angelegenheit der Schweiz, nämlich in den Versuch, eine Antwort auf die Frage nach ihrem Selbstverständnis, ihrer nationalen Identität zu finden.

Heinz Lippuner und Heinrich Mettler, Privatdozenten für Germanistik an der Universität Zürich, haben es nicht beim Erstaunen über den wohl einmaligen Fall von geschichts- und bewusstseinsbildender Einmischung bewenden lassen. Zusammen mit «Studenten und Gymnasiallehrern aller

Semester- und Dienstaltersstufen» haben sie ein zweibändiges Tell-Kompendium erarbeitet, «das paradoxerweise den Zweck hat, dass der Tell weiterhin ein Vorhaben bleibe». Die beiden Bände, denen, wie zu erfahren war, noch ein dritter folgen soll, stellen den Versuch einer kritischen Aufarbeitung eines Mythos dar, eine Art Bestandsaufnahme, deren Thema – mit dem Titel eines Buches von Leszek Kolakowski formuliert – «die Gegenwärtigkeit des Mythos» ist.

Mag die Frage, was Mythen sind, im Einzelfall oft schwer zu beantworten sein, so ist eines doch gewiss: dass es sich bei ihnen um etwas handelt, mit dem man sich immer wieder einmal intensiv und – wie die beiden Publikationen zeigen – auch extensiv beschäftigt, weil sie, die Mythen, die Gemüter beschäftigen. «Mythen haben einen langen Atem», bemerken einmal die Herausgeber und Hauptautoren. Was ihre Arbeit am Tell-Mythos und seiner Schillerschen Form betrifft, so umschreiben sie damit aber auch ihre eigene Kondition als Privatdozenten und Gymnasiallehrer. Aus dieser beruflichen Situation ergab sich für sie die alle Beiträge bestimmende literaturwissenschaftliche und didaktische Perspektive: «Der Lehrer wird als Lernender angesprochen, der Literaturwissenschaftler auch als Lehrer.»

Didaktik und Forschung, Wissenschaft und Schule – diese Aspekte, die letztlich nicht voneinander zu trennen sind, haben ihr Gemeinsames darin, dass es in der Literaturwissenschaft immer um Vermittlung dichterischer Texte an Leser geht. Für beide Bände gilt die grundlegende Auffassung, «*dass genaues Verstehen eines literarischen Textes in seiner Zeitgebundenheit – stamme er aus einer gegenwartsnahen oder -fernen Epoche – zur Verständigung untereinander und mit sich selbst, in der eigenen und der gemeinsamen Situation der Gegenwart beiträgt. Literaturunterricht setzt sich damit ins Spannungsfeld der Öffentlichkeit und begreift sich selbst als eine Form von Öffentlichkeit.*» Insofern wenden sich die beiden Bücher «*an jedermann, der bereit ist, sich auf Wilhelm Tell einzulassen, um auf die Höhe der eigenen Zeit zu kommen, wie sehr diese Höhe auch als Niederung oder gar als Abgrund eingestuft werden mag*».

Die Verfasser und mit ihnen alle, die an den Tell-Seminaren und Tell-Publikationen nicht nur teilgenommen, sondern auch mitgearbeitet und mitgeschrieben haben, sind von der These ausgegangen, «*es sei der ‚Tell‘ von der Lektüre her neu anzugehen*». Sicherlich ist dies eine Selbstverständlichkeit. Aber wie oft gerade das Selbstverständliche vernachlässigt wird, das zeigt die im zweiten Band ausführlich dokumentierte Auseinandersetzung mit Schillers «*Wilhelm Tell*» und mit dem Tell im allgemeinen, d. h. mit dem Tell-Mythos und seinen unterschiedlichsten Verwendungs- oder Nutzungsarten. Tell ist wirklich ein «*fürwahr reich beladener Nationalheld*» mit internationalem

Ruf oder Image. Ohne ihn wären Karikaturisten und Werbeleute um einen bedeutenden multimedialen Botschafter ärmer. Und auf ihn – mit oder ohne Armbrust – haben sich im Lauf der Geschichte schon viele berufen, die in ihm die Verkörperung einer Idee oder Ideologie sahen: Protestanten, Katholiken, Revolutionäre, Reaktionäre, Sozialisten, Faschisten, Bolschewiken, Blumenkinder, El-Fatah-Terroristen, nationalistische Xenophoben und auch die sogenannten Parteien der Mitte. Tell, das heisst: einer für alle und für jeden der rechte Mann zur rechten Zeit am rechten Ort. Angesichts all dieser ideologischen, nationalen, parteiischen, sektiererischen oder individuellen Aneignungsversuche drängt sich dem Leser der Eindruck auf, es ginge in der Tell-Rezeptionsgeschichte mehr oder weniger immer um die Frage: Wer grüsst wann, wo und warum wessen Hut? Ausgesprochen «*wilhelmtellhaft*» (Robert Walser) verhielten sich fast alle, die sich in der Tell-Diskussion zu Wort gemeldet haben. Auch Max Frisch erweist sich mit seinem «*Tell für die Schule*» eigentlich als ein Tell, der den Gruss oder «*Gewohnheitsknix*» (Robert Walser) sowohl vor Schillers «*Agitprop-Stück des deutschen Idealismus*» (Max Frisch) als auch vor dem, was daraus wurde, verweigert.

Schillers Text, der durch literaturwissenschaftliche Arbeit neu erschlossen und «*wieder zum Brennpunkt mannigfacher Problemstellungen*» werden soll, steht besonders im Mittelpunkt des ersten Bandes mit seinen Interpretationen, konzentrierten Textanalysen, Hinweisen zum Unterricht und vielfältigen Materialien, die dem Leser/Lehrer zur Verfügung gestellt

werden. Dennoch liegt aber keine bloße Materialiensammlung zum Thema «*Tell gestern, heute und morgen*» vor. Andererseits ist jedoch auch nicht «*ein Rezept oder gar fertig Gekochtes und Zubereitetes*» zu erwarten, «*das den Schülern lediglich noch zu servieren*» wäre. Das widerspräche der Prämisse, «*wieder am Text zu lernen*» und ihn «*als ein eigentliches Reservoir an thematischen Ansätzen*» zu lesen.

Zwar rückt im zweiten Band die Doppelfrage, «*was Wilhelm Tell mit der Schweiz bzw. die Schweiz mit Wilhelm Tell zu tun hat*», ins Zentrum. Aber ohne ständige Orientierung am Text könnte sie nicht beantwortet werden. Ohne Text gibt es keinen Kontext. Der Text wird zum Mittelpunkt eines Verweisungszusammenhangs. Zum ersten Mal werden Schillers «*produktive Rezeption*» von Goethes dritter Schweizer Reise und die Vorformen der Tell-Gestalt in Schillers Werk detailliert und umfassend dargestellt. Auf dem Hintergrund dieser sozusagen werkimmanenten Rezeptions- und Entstehungsgeschichte, zu der auch der literatur- und geistesgeschichtliche Horizont gehört, erhält dann auch die als produktive Aneignung zu begreifende nationale Rezeption des «*Wilhelm Tell*» ihre besonderen Dimensionen. Dank Schillers schöpferischer Rezeptions- und Gestaltungsarbeit fand der Tell-Mythos seine öffentlich-rechtliche, seine kanonisch-normative Form. Schillers Text wurde noch vor der Gründung des Bundesstaates gleichsam zum dichterisch-literarischen Grundgesetz der Confoederatio Helvetica und später dann zum «*nationalen Einmaleins*» (Werner Düttgen). «*Das Geschichts-*

bild eines Dichters kam dem Selbstbildnis des Volkes so entgegen, dass beide Vorstellungen zu einer nationalen Ideologie verschmolzen. Die Schweizer glaubten, Gottfried Keller zufolge, tatsächlich ,so zu sein, wie Schiller das Volk darstellte‘.»

Was bleibt, kann man da nur sagen, stiften manchmal doch die Dichter, besonders wenn sie so wirkästhetisch und adressatenorientiert vorgehen wie Schiller und sich auch ein so aufnahmebereites Publikum suchen und finden. Schiller ist geglückt, wovon Gottfried Keller träumte, nämlich «*mit der Allmacht der Einbildungskraft in die Wirklichkeit eingreifen zu können*». Er wollte – so schrieb er in einem Brief vom 27. Oktober 1803 – mit dem «*Wilhelm Tell*» «*den Leuten den Kopf wieder warm machen. Sie sind auf solche Volksgegenstände ganz verteufelt erpicht, und jetzt besonders ist von der schweizerischen Freiheit desto mehr die Rede, weil sie aus der Welt verschwunden ist.*» Schiller hat erreicht, was er wollte, wenn auch nicht unmittelbar (denn die ersten Reaktionen von Schweizern auf sein Drama waren «*merkwürdig lau*»), so doch auf die Dauer. «*Wer heute vom Wilhelm Tell spricht, denkt unweigerlich an Schillers Schauspiel.*» Seine energisch verfolgte Vorstellung von der Erziehung des Menschen durch die Kunst ist mit dem «*Wilhelm Tell*» auf einmalige Weise realisiert worden, man mag sich dafür bedanken oder auch nicht. Diese Dichtung hat «*im vollen Sinn des Wortes*» Geschichte gemacht, macht sie immer noch und wird sie weiterhin machen. Auch in Zukunft werden sich die Gemüter oder Köpfe am Tell-Mythos erwärmen oder erhitzen. Zu Handgreiflichkeiten,

wie sie Mani Matter in seiner Tell-Moritat schildert, muss es jedoch nicht unbedingt kommen:

«die einte die vo öschterrych
die näh für d'wach partei
die andre die vo altdorf für
de täll – ei schlegerei
mit helebarde cartonschwärt
gulisse schlöh si dry
dr täll ligt undrem gessler scho
da mischt dr saal sech y»

¹ Heinz Lippuner / Heinrich Mettler: Schillers «Tell» – für die Schule neu gesehen. Pädagogischer Verlag Schwann, Düsseldorf 1980. – Heinrich Mettler / Heinz Lippuner: «Tell» und die Schweiz – die Schweiz und «Tell». Ein Schulbeispiel für die Wirkkraft von Schillers «Wilhelm Tell», ihre Voraussetzungen und Folgen. paeda media genossenschaftsverlag, Thalwil 1983.

Rainer Hoffmann

«So steht das Kind allein in der Welt . . .»

Zur Neuausgabe des Romans «Der Tod und das Püppchen»
von Cécile Ines Loos¹

«Ein Kind kommt in die Welt. In der Welt geht es in eine Stadt und in der Stadt in ein Haus. Im Haus findet es Leute, die es erwarten und die auf sein Kommen gerüstet sind. Mit diesen Leuten, die auf das Kind warten, muss es sein Spiel beginnen, und es kann ihm niemand sagen, wie es anfangen soll. Das ist alles ein Risiko.»

Mit solch eigentümlichem Zauber, mit diesem Wissen um die Schicksalhaftigkeit menschlichen Beginns setzt ein Roman ein, der wie selten einer in der schweizerischen Literatur der jüngeren Vergangenheit den Ausspruch «*habent sua fata libelli*» für sich beanspruchen kann. Vorerst steht nicht einmal seine genaue Entstehungszeit fest; immerhin wird er in der Abteilung «*Buch und Schrifttum*» der Schweizerischen Landesausstellung von 1939 als demnächst zu erwartendes Buch angekündigt. Seine Autorin,

Cécile Ines Loos, hätte ihn am liebsten in der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart herausgebracht, wo zuvor schon ihre beiden Romane «*Matka Boska*» (1929) und «*Die Rätsel der Turandot*» (1931), mit denen sie einen raschen, aber leider auch kurzlebigen Erfolg erzielt hat, erschienen waren. Da aber der Verlag aus nicht ganz nachvollziehbaren Gründen das Manuskript ablehnt, tritt dieses eine Odyssee an und figuriert schliesslich 1939 im Verlag der Schweizer Bücherfreunde, Zürich, einem halb klubmässig organisierten, halb auf den Buchhandel ausgerichteten Unternehmen. Allerdings gelangt der Roman niemals in einen tatsächlichen öffentlichen Verkauf, worüber sich die Autorin mehrmals beschwert, zumal sie auch in finanzieller Hinsicht höchst unzulänglich entschädigt worden ist. Auch die Bemühungen Martin Hürlimanns, den Ro-

man in seinem Atlantis-Verlag zu veröffentlichen, schlagen fehl und scheitern an den Machenschaften der St. Galler Druckerei Zollikofer, an die das Buch nach der Liquidation des Verlags der Schweizer Bücherfreunde übergegangen ist und übrigens damit noch lange nicht den endgültigen Eigentümer gefunden hat. – Gerade weil der Roman *«Der Tod und das Püppchen»* nicht mehr greifbar gewesen ist, sind die uneigennütigen Bemühungen des heutigen Herausgebers *Charles Linsmayer* – er hat u. a. die Reihe der Ex Libris *«Frühling der Gegenwart»*, jene Edition von Schweizer Romanen zwischen 1890 und 1950, sorgfältig betreut – als grosses Verdienst zu werten. Mit seltener Behutsamkeit und Sorgfalt ist er den Spuren der Basler Schriftstellerin nachgegangen, hat ihre biographischen Stationen einer tragischen Irrfahrt ans Licht gehoben und vor allem ihr Werk einer heutigen Leserschaft neu zugänglich gemacht. In der erwähnten Reihe *«Frühling der Gegenwart»* ist denn auch im Frühling 1983 ihr Roman *«Hinter dem Mond»* erschienen, der kurz nach dem Buch *«Der Tod und das Püppchen»* entstanden sein muss und erstmals 1942 publiziert wurde. Beide Werke verarbeiten den autobiographischen Stoff eines Lebens, das in bedrängender Schwere und Bitterkeit abgelaufen ist. Nur die Kindheit scheint da wie ein Stück des vorweggenommenen Paradieses herüber, und nicht umsonst beschwören beide Romane in ihrem ersten Teil diese frühe glückhafte Lebensphase.

Obwohl die Autobiographie so sehr das Handlungsmuster prägt, kann hier der Lebenslauf der Autorin nur kurz skizziert werden. 1883 wird Cécile

Ines Loos als fünftes Kind eines Organisten in Basel geboren, verliert aber frühzeitig beide Eltern. Eine in Burgdorf lebende Freundin der Mutter nimmt sich des Töchterchens an, stirbt aber nach einigen Jahren an der Geburt ihres ersten Kindes. Zum zweiten Mal mutterlos, tritt Cécile Ines Loos 1893 als Zögling ins Waisenhaus der Viktoria-Stiftung im stadtbernischen Vorort Wabern ein. Die streng pietistische und überdies hartherzige Atmosphäre dieser Anstalt findet später wiederholt ihren literarischen Niederschlag. 1901 absolviert Cécile Ines Loos das Kindergärtnerinnen-Seminar der Berner «Neuen Mädchenschule» und ist zwischen 1902 und 1911 als Erzieherin im In- und Ausland tätig. 1911 bringt sie in Mailand ihren einzigen Sohn Leonardo, das Kind einer nichtehelichen Verbindung, zur Welt. Dieses Ereignis und dessen Vorgeschichte stürzen sie immer wieder in schwere seelische Krisen, die sie in den folgenden zehn Jahren häufig den Ort wechseln lassen. Ab 1922 lebt sie wieder in Basel, widmet sich ab 1925 ausschliesslich der schriftstellerischen Tätigkeit. Allerdings führt sie fast bis zu ihrem Tod im Jahr 1959 einen unablässigen Kampf um ihren Lebensunterhalt; sie wird eine echte *«poète maudite»*, welche die quälende Spannung zwischen einer kräfteheischenden Berufung und zermürbenden Hilfsarbeiten, zwischen dem Ansturm der Phantasie und den unzulänglichen Alltagsbedingungen ertragen muss. Ihr Weg gewinnt in mancher Hinsicht paradigmatische Züge, weil er das Modell einer tragischen Künstlerinnenbiographie abgibt, für die wir heute, hundert Jahre nach der Geburt dieser Autorin,

vielleicht geschärfte Sinne mitbringen.

«*Der Tod und das Püppchen*» greift nun die frühen Jahre der Dichterin heraus. Ihre Hauptfigur ist das Mädchen Michaela Tanner, das zu Beginn des Romans ungefähr vier Jahre zählt und mit seiner Konfirmation und dem gleichzeitigen Austritt aus der Anstalt das Buch beschliesst. Als Waise wächst es in der kinderlosen Familie des vermöglichen Druckereibesitzers von Travo auf, in der Luft eines grossbürgerlichen Haushalts mit der Herrlichkeit von Plüschvorhängen, gekräuselten Rüschen, dem Samtsofa mit Seidenkissen und Quasten, den lauschigen Gartenhäuschen und der Hängematte, worin der Hausherr sommers seine Siesta abhält. In diesem «Haus zum Pelikan» wickelt sich der Faden einer behüteten Kindheit ab, in Gesellschaft einer Tante, des Fräuleins Katarina von Travo, der Magd Anna, vor allem aber der Zweitmutter, einer in jeder Beziehung liebenswerten Dame. Frühzeitig tritt die Puppe ins Leben des Kindes ein, fast so gross wie das Kind und daher «*ein Kind des Kindes*»: Es ist Olga, die Puppe mit dem Russenkopf, den braunen Locken aus echten Haaren und dem goldenen Kamm mit einem blauen Stein – ein Geschenk der russischen Verwandten der Hausherrin. Und weil das Kind, durch frühe Todeserfahrungen geprägt, alles Lebendige vom Verlust bedroht weiss, schliesst es sich um so enger an die Puppe an, denn man wird ihm sagen: «*Du hast keinen Vater und keine Mutter, nicht einmal ein Tantchen gehört dir. Das sind alles fremde Menschen, die gehen eines Tages einen fremden Weg, weil sie nicht dasselbe Blut tragen wie du. Diese Bahnen müs-*

sen sich wieder lösen . . . wir sind alle unseres Lebens nicht mächtig, nicht fähig, seinen Gang zu bestimmen. Aber die Puppe gehört dir. Sie wird das Einzige sein, was dir gehört. So lerne dich beizeiten halten an das, was dir allein und einzig gehört, so bist du nie verlassen.» Damit klingt das Doppelmotiv Tod/Puppe an, das Cécile Ines Loos konsequent in ihrem Roman weiterführen wird (schon der Roman «*Hinter dem Mond*» hat ihre Begabung für die Motivführung verraten). Beide sind fast unauflöslich miteinander verschwistert, wie es ja schon die poetische Titelgebung des Romans andeutet; beide stellen sich doch auch wieder in Gegensatz zueinander. Denn so sehr das Leben alles ausspart und dem Kind nur den Tod und das Püppchen überlässt, so sehr auch verweist die Puppe das Mädchen wieder in den Lebensbezirk zurück, denn sie ist es, welche Michaela in der Silvesternacht vor dem Erfrierungstod im Wald rettet.

Hierhin hat sich das Mädchen in seiner abgrundtiefen Not geflüchtet, um den Peinigern der Anstalt zu entgehen. Nach dem Tod der Zweitmutter ist es seinerzeit wegen einer geringfügigen kindlichen Untat und vor allem auf Betreiben der künftigen zweiten Frau von Travo hin in die Anstalt eingeliefert worden, als ein Fall von Verstocktheit, welcher der Besserung bedürfe (gleichwohl muss die psychologische Motivation unzureichend anmuten, denn es erscheint wenig glaubhaft, dass Herr von Travo seinen eigenen Willen so wenig durchzusetzen vermochte. Allerdings wies schon der Roman «*Hinter dem Mond*» ähnliche Schwachstellen auf, wie denn die psychologisch begründete Entwicklung der

Romanfiguren nicht eine Stärke dieser Autorin zu sein scheint). Aus einer Welt der Schlittschuhpartien und Lekkereien, der Samtkleidchen und Seidentaschentücher fällt Michaela dem Moloch «Anstalt» zu. Blechnäpfe mit einem unansehnlichen Essen, graue Häuser, kalte Schlafsäle, grobe Anstaltsröcke, Prügel über Prügel: das ist die tägliche Wirklichkeit: «*Ausser der Anstalt gab es nichts mehr. Wenn man in sie eingetreten war, war man von ihr aufgefangen wie von einem Ungeheuer und wurde selber darin Teil dieses Ungeheuers.*» Cécile Ines Loos äussert hier und an anderen Stellen massive Kritik am Anstaltswesen ihrer Zeit und gibt damit ihrem Roman eine deutlich sozialkritische Komponente. Verbunden damit ist der religionskritische Aspekt: das Leiden an der Enge einer stark normativ geprägten kirchlichen Gruppierung, wie sie der Anstalt vorgestanden hat. Einmal sagt Michaela zu einem anderen Kind der Anstalt: «*Weisst du, ich möchte eine neue Kirche bauen, mit vielen, vielen Fenstern und Türen.*» – Dass aber Michaela die qualvollen Anstaltsjahre durchsteht, gründet in der Unversehrbarkeit ihrer Seele. Zwar hat die Anstalt die jedem Menschen eigene Geheimnishaftigkeit, welche die Autorin in ihrem schönen Eingangskapitel beim Namen nennt, zerstören wollen, indem sie Gleichschaltung erzwang. Aber Michaela lässt sich nicht beirren.

Was man als Verstocktheit rügt, ist gerade ihre Stärke: diese äussere Reaktionslosigkeit, welche die Angriffe niemals bis auf den Grund der eigenen Seele sinken lässt. Denn das Kind in seinem Phantasie Reich tum hat schon längst für sich eine Antwort gefunden: Weil es als Waise niemandem gehört,

ist es Gott zu eigen, «*die verlorengangene Prinzessin Gottes*», und das Püppchen ist in diesem Bund eingeschlossen.

Hier spürt der Leser eine der Autorin eigene Gewissheit heraus. Denn so sehr sie einerseits äussere Einflüsse als drastische Prägungen auf ein Menschenleben nachzeichnet, so wenig hängt sie andererseits einer Milieutheorie nach. Vielmehr lässt sie sich von einer Art Schicksalsglauben leiten, gemäss dem ein menschliches Wesen seine Bestimmung aus der Ewigkeit in die Welt bringt, als ein Geheimnis, welches das Fassungsvermögen der Menschen übersteigt: «*So steht das Kind allein in der Welt, umgeben von seinen Sternen . . .*» Cécile Ines Loos hat sich intensiv mit Astrologie beschäftigt und hierin wohl eine Bestätigung ihrer Ansichten gefunden; auch ihre Religiosität, u. a. beeinflusst von der buddhistischen Lehre, hatte im Verlauf eines schwierigen Lebens ganz eigene Züge gewonnen und strahlte Tröstlichkeit aus.

Tröstlich klingt denn auch dieser Roman aus, weil er den Glauben an «*das Namenlose und das Wortlose, das uns leitet*», eröffnet. Und all das Erschütternde, welches dieses Buch mitteilt, wird letztlich von ihm getragen. Daneben bedient sich Cécile Ines Loos auch meisterlich einiger literarischer Kunstgriffe, um das Erschreckende zu formen. Da ist ihr deutlicher Sinn für Ironie und trockene Komik, wie er sich z. B. in den Figurenbeschreibungen der Magd Anna und der Stiefmutter Amelie Küpfer, einer «*femme parvenue*», manifestiert. Da wechselt sie andererseits eigentümlich die Erzähloptik; einmal berichtet sie aus der Sicht des Kindes, ein andermal wieder

aus dem Blickpunkt einer gleichsam übergeordneten, oft fast aussermenschlichen Instanz. Damit schafft sie sich selbst, aber auch dem Leser Distanz zu den Ereignissen. Allemal berührend aber bleibt der Ton, den sie immer einhält; er scheint von weither zu kommen, aus einem Makrokosmos der Sterne und ihrer Geheimnisse, und dringt dann doch ins Allernächste, die eigene Seele. So ist dem Leser mit dieser Neuausgabe, die Charles Lins-

mayer wiederum mit einem kenntnisreichen Nachwort versehen hat, ein kostbares Lebensbuch in die Hand geben.

Beatrice Eichmann-Leutenegger

¹ Cécile Ines Loos, *Der Tod und das Püppchen*. Roman. Neu herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Charles Linsmayer. – edition kürz, Küssnacht/Zürich 1983.

Sehnsucht nach dem «menschlichen Menschen»

Zu einem Band Erzählungen von Arthur Häny

Wenn ein formbewusster Lyriker wie *Arthur Häny* als Erzähler auftritt, so kann man sicher sein, dass er auch als solcher auf stilkünstlerisches Niveau hält. In einer gleichmässig sorgfältigen, vielerlei Situationen angemessenen Sprache sind denn auch die vierzehn Erzählungen geschrieben, die Häny in dem Band «*Ich bleibe auf Elba*»¹ vorlegt. Von einem Teil dieser Geschichten darf man vermuten, sie seien freie Variationen über persönlich Erlebtes, andere sind eher erzählerische Veranschaulichungen von Ideen. Die Liebesgeschichten, vier an der Zahl, entfernen sich manchmal beträchtlich von landläufiger Wirklichkeit. Ihr optimistischer Grundzug hat in der heutigen Literatur nicht viel Verwandtes. Der Kandidat der Philosophie zum Beispiel, der von einer ehemaligen italienischen Geliebten überraschend die Nachricht bekommt, sie

habe ein Kind von ihm geboren, und sich darauf ohne Bedenken und Ausflüchte zur Vaterpflicht bekennt, ist offenbar kein Strindbergianer. Glück in der Liebe sei nicht verboten, scheint Häny uns sagen zu wollen, lässt aber seine Liebhaber doch wohl auf allzu problemlose Weise glücklich werden.

Deutlicher ist der autobiographische Einschlag und gewichtiger der Problemgehalt jener Geschichten, deren Leitmotive dem Lehrerberuf des Verfassers entstammen. In mancherlei Abwandlung bekunden sie das nostalgische Unbehagen eines von humanistischer Kultur geprägten Menschen in der modernen Zivilisation. Zwar gibt es noch das Idyll eines Altphilologen, der bloss von den eigenen Kindern in der Arbeit gestört wird und spazierengehend davon träumen kann, wie das Leben sein sollte. Meist aber leiden die Lehrer und Gelehrten Häny unter

schlimmeren Störungen, sind nur «dürftig abgeschirmt gegen das Jahrhundert», das sie, zur Resignation neigend, als übermächtig-feindselig empfinden. An den kranken Hölderlin erinnert ein gescheiterter, bei den Eltern wohnender Schulmeister, der sich wirren Geistes mit Übersetzungen aus dem Griechischen abmüht. In einer andern Erzählung erweist sich die vermeintliche Renovation eines ehrwürdigen Akademiegebäudes als dessen Abbruch – für den Lehrer, der in das surrealistisch sich verfremdende Geschehen hineingezogen wird, Sinnbild des Untergangs der von ihm vertretenen Kultur. Vor dem Trümmersturz flüchtet er in den Kloaken-schacht und muss sich von einem begleitenden impertinenten Schüler bedeuten lassen, so etwas zu erleben tue ihm gut: «*Sie hätten sonst gemeint, die Welt sei so wie in den Hirtengedichten Vergils!*» Realistisches Seitenstück dazu ist eine Lateinstunde, in der die Schüler teils ungeschickt, teils widerborstig einen schwierigen Satz des Livius zu übersetzen versuchen. Sie scheitern – und da der Verfasser die Übersetzung gleichfalls schuldig bleibt, könnte man denken, er traue sämtlichen Lesern, im Widerspruch zu der geschilderten Schulmisere, überdurchschnittliche Lateinkenntnisse zu.

Wieder mit dem surrealistischen Vexierspiegel arbeitet Häny in der Erzählung «*Die Wassermusik*». Über den Zweifel, dass einem Musiker in den Untergangsschrecken eines Strassenbahnunglücks die Gnade zuteil wird, im Geist eine angefangene Komposi-

tion zu vollenden, mag dem Leser die suggestive Sprache hinweghelfen. Von ihr profitiert das Unwahrscheinliche auch in der Humoreske «*Der Doppelgänger*», einer drastischen Gegenüberstellung von Häny's eigener gepflegter Verskunst und ihrer Übertragung ins Modisch-Saloppe. Man genießt diese Kultursatire um so mehr, als sie in lebenswürdige Selbstironie verpackt ist.

Für die beste der vierzehn Erzählungen halte ich aber die, deren Titel Häny als Buchtitel gewählt hat, «*Ich bleibe auf Elba*». Im Unterschied zu dem bescheiden dahindämmernden Übersetzer aus dem Griechischen hat der Geistesgestörte auf Elba nicht einen ästhetischen, sondern einen ethisch-utopischen Ehrgeiz. Er nennt sich Napoleon den Anderen, will für den kriegerischen Furor des Ersten Sühne leisten, erlässt menschen- und tierfreundliche lateinische Edikte, denen niemand nachlebt, und hält Ausschau nach dem «menschlichen Menschen». Als einen solchen erkennt er – was nichts als logisch ist – den ferienhalber auf der Insel weilenden Verfasser, seinen Schöpfer, und heisst ihn willkommen. Damit, dass Arthur Häny als Vorkämpfer eines besseren Menschentums nicht sich selber, sondern einen Narren vorführt, unterstreicht er seinen Kulturpessimismus, der mit dem Optimismus der Liebesgeschichten sonderbar kontrastiert.

Robert Mächler

¹ Arthur Häny, *Ich bleibe auf Elba*. Erzählungen. Novalis Verlag, Schaffhausen 1983.

Evolution und «Fortschritt»

Konrad Lorenz: «Der Abbau des Menschlichen»¹

1.

Der Mensch 1984 – lässt sich sein Zustand mit der vergleichenden Verhaltensforschung bestimmen? Konrad Lorenz hat die wissenschaftliche Disziplin, die er mit streng empirischen Untersuchungen begründete, zunehmend zeitkritisch angewendet. Der Wissenschaftler wurde zum Bestsellerautor, der Beobachter zum Mahner. «Die acht Todsünden der zivilisierten Menschheit» sind bereits vor mehr als zehn Jahren analysiert worden. Der offenerzige Versuch, Einsichten der Ethologie auf gesellschaftspolitische Tendenzen zu beziehen, provozierte Missverständnisse. «Das sogenannte Böse», 1963 erschienen, unterstelle, so meinten Kritiker, Kriege seien unvermeidlich. Der kategoriale Unterschied zwischen Mensch und Tier, den Lorenz, allerdings auf dem Boden des Darwinismus, herausarbeitet, wurde übersehen. Die Gefahr der Ideologisierung war gegeben.

Andererseits exponiert sich Lorenz auch dort, wo er die Befunde seiner Wissenschaft mit ihren ökologischen Konsequenzen ins Politische hinein verlängert. Als Sprecher der «Gruppe Ökologie» amtierte der Ethologe mit lakonischer Handfestigkeit («Ökologie ist nichts anderes als gescheite Ökonomie») und half tatkräftig mit, dass in der Volksabstimmung vom Herbst 1978 die Inbetriebnahme des einzigen österreichischen Atomkraftwerks am Nein scheiterte.

Konrad Lorenz ist achtzig gewor-

den. Man hat ihm vorgeworfen, die Grenzen seines Fachs ungebührlich (weil für manche unbequem) überschritten zu haben. Dieser Einwand dürfte auch gegenüber seinem neuen Buch «Der Abbau des Menschlichen» erhoben werden. Er geht daneben.

Wenn Lorenz das Spiel der Kräfte als Grundprinzip der Evolution versteht und deren vermeintliche Finalität verneint, wenn er zum andern die Erforschung der Mensch-Tier-Analogien nicht nur von Zahl und Statistik, sondern gleichzeitig von der Intuition abhängig macht, so gelten diese beiden Kategorien auch für die biographische Ganzheit des Achtzigjährigen.

Schon als Schüler entdeckte er das Phänomen der Prägung bei Graugänsen. Aus Neugier systematisierte er, was er beobachtet hatte, und erkannte, dass Leben nie etwas Abgeschlossenes sein kann; es «spielt» weiter. Wie spielt es mit dem Menschen? – «Der Mensch bleibt bis in sein Alter ein Werden-der.» Als solcher nimmt Lorenz, bis ins hohe Alter neugierig, Anteil am stammesgeschichtlichen und kulturellen Entwicklungsgang der heutigen Menschheit – und zwar übergreifend wissenschaftlich und intuitiv subjektiv, gestützt auf die Thesen, dass Naturwissenschaft, Philosophie und deren Praktikabilität nicht in getrennte Schubladen gehören und dass «der Vorgang des Wissens und das Objekt des Gewusstes» (S. 99) legitimerweise nicht voneinander zu trennen sind.

So liest sich «Der Abbau des Menschlichen» als ein exakter Rück-

griff auf frühere Lorenz-Arbeiten und als ein temperamentvolles «Weiter-spielen» von Gedanken und Hypothesen ins Aktuelle hinein – getragen von der wachsenden Sorge, dass Stammesgeschichte und Zivilisation bald vollständig auseinanderklaffen könnten.

2.

«Die Vorstellung, der Mensch sei das von Anfang an festgelegte Ziel aller Entwicklung, scheint mir das Paradigma jenes verblendeten Hochmuts, der vor dem Fall kommt», formuliert Lorenz gegen Ende seines neuen Buchs (S. 285). Dass der Mensch als kleiner Bestandteil in die Stammesgeschichte eingebunden ist, wird im Mittelteil vergleichend und relativierend begründet. Die Phylogenese verläuft jedoch keineswegs determiniert; unentwegt erfinderisch-«intuitiv» nach arterhaltender Zweckmässigkeit tastend, spielt sie sich durch die Zeiträume, mitunter im Zickzack, mitunter in Sackgassen endend; damit beginnt das Buch.

Viel später, im Zusammenhang mit kulturkritischen Äusserungen zum heutigen passiven Unterhaltungsbedürfnis, heisst es: «*Spielen dagegen (ist) der Inbegriff jener schöpferischen Aktivität, ohne die wahres Menschentum nicht bestehen kann*» (S. 228). – Und zur Ungeplantheit der Phylogenese lesen wir den Satz: «*Vor allem aber kränkt es den Menschen in seinem Selbstgefühl, dass er mit allen seinen Belangen dem kosmischen Geschehen so absolut gleichgültig ist*» (S. 21).

In diesem Spannungsfeld stehen die einzelnen Kapitel. Bleibt Hoffnung für den Menschen? Lorenz bejaht am Schluss die Frage mit ausgreifenden

Antworten, die sich an der Evolutionstheorie orientieren.

3.

Die menschliche Kulturentwicklung kann als Analogie zur Stammesgeschichte verstanden werden. Auch sie verläuft ungeplant, und die Selektionskriterien, die der Phylogenese partiell drohen, lassen sich auch hier erkennen: die Selektion innerhalb der Arten bewirkt, dass das «*Spiel von allem mit allem*» (S. 79) sich reduziert auf biologischen Informationserwerb über die Eigenschaften des artgleichen Konkurrenten, was eine volle Umweltanpassung verhindert und die Entwicklung neuer Lebensformen blockiert. – Die heutigen industriestaatlichen Kulturen mit ihrer massengesellschaftlichen Nivellierungstendenz sind innerlich und äusserlich anfällig geworden für bloss intraspezifische Selektion; das interspezifische Wechselspiel ist am Auspendeln; das Ende ist abzu-sehen.

Kulturelle und stammesgeschichtliche Evolution zwingen darüber hinaus zu einem direkten Vergleich: Der Mensch besitzt ein phylogenetisches Programm zur Anpassung an seine Umwelt; die stetige Weiterentwicklung dieses Inventars aber wird heute hoffnungslos überrundet durch die um ein Vielfaches schneller verlaufende kulturelle, oder besser: technokratische Evolution.

Lorenz demonstriert an zahlreichen Analogie-Beispielen, wie ursprünglich sinnvolle genetische Eigenschaften des Menschen unter dem Zugzwang des «Fortschritts» pervertieren und eine radikale intraspezifische Selektion heraufbeschwören.

Eine Überfunktion der (ursprünglich teleonom, d. h. zweckmässig art-erhaltenden) Ordnungsliebe führt zum Ausschliesslichkeitsanspruch des Besitzdenkens – was die gegenseitige Aggressivität steigert. Aggressivität wird abgebaut durch persönliche Bekanntschaft. Die heutigen Massengesellschaften aber tendieren auf Entpersönlichung, gefördert durch die jetzt ordnungsnotwendige staatliche Überorganisation.

Jede Pflanze wächst und altert; aber sie kennt die Winterruhepause. – Bei höheren Tieren ist bereits ein Drang nach Wettbewerb nachzuweisen; aber er ist ritualisiert, aus evolutionären «Nützlichkeitsabwägungen» auf Lebenserhaltung ausgerichtet. – Arbeitsteilung ist ein normaler organischer Vorgang; aber die Teile bleiben lebendig auf die Ganzheit des Organismus bezogen.

Wachstumsstreben, Drang nach Wettbewerb und Spezialisierung gehören zum phylogenetischen Verhaltensinventar des Menschen. Aber im kulturevolutionären Schientempo des 20. Jahrhunderts wird dieses Inventar zum Erreger epidemischer Krankheiten. Das absolute Diktat des Wachstums, irriger Glaubenssatz der Industrie, bewirkt Zerstörung. Die Konkurrenzgier, ihrer Hemm-Mechanismen entblösst, zerstückelt alle tradierten Formen menschlicher Zuwendung; auf globaler Ebene tendiert sie ungewollt nicht auf Selbstbehauptung einzelner, sondern auf kollektiven Selbstmord aller. Spezialisierung, wie sie die heutige Technokratie aufzwingt, heisst nicht Zusammenwirken, sondern Isolation, Verzicht auf ganzheitliche Einsicht, damit Sinnentleerung beziehungsweise Überschätzung des je

Eigenen – «*was wiederum zu einer gefährlichen Verschiebung des Wirklichkeitsbewusstseins führt*» (S. 178). Objekt der Spezialisierung aber ist zuallermeist Nicht-Lebendiges; so grasst «*eine übertriebene Vorstellung davon, was für Menschen m a c h b a r ist*» (S. 178).

Lorenz ist nicht der erste, der solche Zivilisationskritik vorträgt. Was seine Äusserungen dingfest macht, ist der stammesgeschichtliche und ethologische Raster. Dieser Raster zeigt aber auch Ansatzpunkte für Hoffnung.

4.

Technomorphes Denken rechnet mit dem Menschen als einer tabula rasa, die beliebig beeinflussbar, werbeteknisch dressierbar, gleichzuschalten ist. Dem widerspricht die Evolutionstheorie. Ebenso wie die oben skizzierten phylogenetischen Inventarbestandteile gehört zum Menschen die Fähigkeit zur Gestaltwahrnehmung. Lorenz umschreibt sie als das Vermögen, «*eine unglaublich grosse Anzahl von Einzeldaten und gleichzeitig eine Unzahl der zwischen diesen bestehenden Beziehungen zu sammeln und auf sehr lange Zeit zu bewahren*» (S. 256). In ihrer Funktionsweise eines hochkomplizierten intuitiven Rechenzentrums liefert sie Datenmaterial für Wertempfindungen, für das Empfinden von Harmonien, «*deren Komplikation so gross ist, dass es den Umgang dessen, was wir verstandesmässig zu überblicken vermögen, um ein Vielfaches übertrifft*» (S. 134). Der Szientismus unseres Jahrhunderts – die radikale Abkehr vom Subjekt des Erkennens, der Glaube an das nur objektiv Quantifizierbare – hat die Gestaltwahrnehmung und damit

die Qualität des ganzheitlichen Erkennens verschüttet. Die Folgen solcher linearen Vereinzelung sind angedeutet worden.

Lorenz setzt seine Hoffnung auf die Jugend. Das Wirklichkeitsbewusstsein des Erwachsenen, der in der technokratischen Kultur aufgewachsen ist, lässt sich mit dem ethologischen Begriff der Prägung vergleichen: es ist nur schwer auszulöschen. Andererseits entsteht vielleicht *«dieses verzweifelte Gefühl der Sinnlosigkeit bei vielen jungen Menschen daraus, dass sie nie zu sehen bekommen, wie schön die organische Schöpfung ist. Das Empfinden für Schönheit und Harmonien bedarf der Schulung»* (S. 238). Der Lernvorgang könnte die Gefahr einer intraspezifischen Selektion bannen; er müsste im Geiste des Menschen jene begrifflichen Komplexe neu begründen, die *«in sich genügende Geschlossenheit und Einheitlichkeit»* besitzen, um mit anderen *«in Wechselwirkung zu treten – nicht viel anders, als dies*

die verschiedenen Arten der Lebewesen im Verlauf der Evolution getan haben» (S. 140).

Der Lernvorgang ruft vielleicht auch eine neue Anteilnahme am Mitmenschen wach und überlagert damit den uniformierenden Dirigismus heutiger Industriegesellschaften. Vielleicht kann so das Unheil rascher genetischer Veränderungen in Richtung *«Unterordnung und Indoktrinierbarkeit»* (S. 207) verhütet werden.

Im «vielleicht» liegen Hoffnung und Aufruf: Nur wenn der Mensch zu erkennen lernt, dass die Evolution nicht teleologisch auf ihn zugelaufen und dass sie weiterhin unvorhersehbar ist, kann er seine Freiheit und damit die Verantwortung, auch politische Verantwortung, wahrnehmen.

Roland Stiefel

¹ Konrad Lorenz, *Der Abbau des Menschlichen*. R. Piper & Co. Verlag, München 1983.